Vom Adel.

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(6. Fortsetzung.)

Der kleine Freiherr saß mit einem Gefühl der Unruhe in der Ecke des Wagens. Fünfzigmal schon war sein Auge seitwärts über den Neffen hingeglitten. Es ärgerte ihn, daß derselbe schwieg. Hatte er kein Wort über Emmy zu sagen, nicht einmal, daß er sie hübsch fand? Er mochte ihn nicht fragen und wollte auch die Unterhaltung nicht anknüpfen. Sein ungeduldiger Sinn brach endlich doch das Schweigen.

„Nun, hast Du mir nichts zu sagen?“ fragte er.

Selditz blickte ihn prüfend an.

„Malten ist ein prächtiger Charakter,“ entgegnete er. „Ich glaube, in dem Manne steckt nicht die geringste Falschheit. Ich habe ihn früher nie kennen gelernt, sonst würde ich ihm längst befreundet sein und ihn öfter aufgesucht haben. Man trifft solche Charaktere so selten..!“

„Das weiß ich,“ unterbrach ihn der Freiherr ungeduldig. „Und seine Tochter?“

„Sie ist in der That viel hübscher geworden, als ich es erwartet hatte, und ich gestehe offen, daß ich sie nicht wieder erkannt haben würde.“

„Und das ist Alles, was Du mir über sie zu sagen hast?“

„Was verlangst Du mehr?“ fragte Selditz scheinbar unbefangen, da er noch nicht sagen mochte, was er noch nicht wagte, sich selbst zu gestehen.

Der kleine Freiherr rückte unruhig und unwillig hin und her.

„Onkel, das weiß ich selbst nicht.“

Der kleine Freiherr blickte seinen Neffen einen Augenblick starr an, als habe er dessen Antwort nicht verstanden. Wollte derselbe seine Empfindungen ihm geheim halten, oder hatte er in der That dem reizenden Mädchen gegenüber nicht mehr empfunden?

Er bog sich aus dem Wagen, rief dem Kutscher zu, schneller zu fahren und lehnte sich dann in die Wagenecke zurück. Bis sie auf dem Gute anlangten, sprach er kein einziges Wort.

„Gute Nacht,“ sagte er dort kurz und begab sich in sein Zimmer.

Auch der Baron begab sich in sein Gemach, warf sich dort auf das Sopha und zündete eine Cigarre an. Er mochte noch nicht schlafen. Es war nicht seine Absicht gewesen, seinen Onkel zu beleidigen, er hatte ihm nur nicht eher etwas verrathen wollen, als bis er mit sich selbst im Klaren war. Emmy gefiel ihm, ihr frisches kindliches Wesen hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und der Wunsch, sie zu besitzen, war in ihm aufgestiegen. Er war indessen ein Charakter, der sich durch keine Neigung seines Herzens bestimmen ließ, sondern ruhig sein Interesse abwog und berechnete. Er hatte wenig Lust, sich zu verheirathen und doch sprangen die Vortheile einer Verbindung mit Emmy von Malten ihm zu deutlich in die Augen. Wenn Malten's Vermögen zu dem kam, was er einst von seinem Onkel zu erwarten hatte, gehörte er mit zu den Reichsten im Lande und konnte ein Leben führen, wie er es längst gewünscht hatte.

Nur Eins drängte sich in seine Betrachtungen und in die Bilder, welche er sich von der Zukunft entwarf, störend ein, der Gesundheitszustand seines Onkels. Der alte Herr war trotz seines völlig ergrauten Haares noch immer so rüstig, daß ihm vielleicht noch eine lange Reihe von Jahren vergönnt waren, zumal, da er außerordentlich einfach und mäßig lebte. Sollte er dann auch, wenn er verheirathet war, noch von dem Willen seines Onkels abhängen?

Dieser Gedanke war ihm fast unerträglich, und doch wußte er, daß derselbe, so lange er lebte, sein Vermögen und Gut ihm nicht vollständig übergeben werde.

Den Kopf auf die Hand gestützt, blickte er starr vor sich hin. Gedanken auf Gedanken stiegen in ihm auf. Sein Onkel wünschte seine Verheirathung, war es nicht möglich, ihm das Versprechen abzuringen, ihm bei seiner Verheirathung das Gut abzutreten?

Es war schwer, hierüber Gewißheit zu erlangen, denn der kleine Freiherr hatte einen sehr klugen und mißtrauischen Kopf, der die wahren Absichten nur zu leicht errieth. Vielleicht konnte Malten ihm zur Erreichung seines Wunsches behilflich sein. Daß es ihm gelingen werde, Emmy's Herz zu gewinnen, bezweifelte er nicht, er war sich seiner Vorzüge nur allzusehr bewußt und wußte, wie leicht es war, das Herz eines jungen Mädchens zu fesseln, das die Welt noch mit dem träumerischen und idealen Auge der Jugend ansah. Es gab für ihn längst kein Ideal mehr, allein er brauchte nur einzustimmen in Emmy's Anschauungen, brauchte ihr die Zukunft nur in idealen Bildern auszumalen, um seines Erfolges gewiß zu sein.

Er legte sich spät zur Ruhe, und als er am folgenden Morgen aufstand, war der kleine Freiherr bereits auf das Feld gegangen, um nach den Arbeitern zu sehen. Um sich die Zeit zu vertreiben, schritt er durch den sorgfältig gepflegten Garten hin, obschon ihm derselbe wenig Interesse abgewann. Die Natur war überhaupt nie im Stande gewesen, ihn zu begeistern, ein gutes Souper und eine Flasche Sekt zog er der schönsten Gegend vor. Dann gab er dem Reitknechte den Auftrag, eines der Pferde für ihn zu satteln. Er war ein gewandter Reiter und rasch sprengte er vom Hofe, die Richtung nach dem Gute des Herrn v. Malten einschlagend. Er wollte Malten nicht besuchen, vielleicht traf er denselben jedoch auf dem Felde und er wollte sich erst der vollen Freundschaft desselben versichern, ehe er das Herz seiner Tochter zu gewinnen suchte.

Nur mit Mühe gelang es ihm, das junge Pferd, welches ohnehin wenig aus dem Stalle kam, im Zügel zu halten, dann ließ er ihm mehr freien Willen und das feurige Thier schoß schnell dahin. In kurzer Zeit hatte er Malten's Gut erreicht und ritt an dem geräumigen Garten langsam dahin. Hohes Gebüsch verhinderte den Blick in denselben, so sehr er auch sein Auge anstrengte, in der Hoffnung, Emmy zu sehen.

Plötzlich langte er an einem freien Durchblicke an und sah Malten, dessen Frau und Tochter in dem Schatten eines nahen Baumes beim Frühstück sitzen. Es war zu spät, um das Pferd zurückzuwenden, denn Malten hatte ihn bereits erblickt, sprang auf und eilte ihm entgegen.

„Guten Morgen, Herr Baron!“ rief er heiter. „Sie kommen zur rechten Zeit zum Frühstück!“

Er war dicht an die niedrige Hecke getreten und streckte über dieselbe hinweg Selditz die Hand zum Gruße entgegen.

„Nein, Herr von Malten, ich will Ihre Gastfreundschaft nicht mißbrauchen,“ erwiderte Selditz. „Mein Onkel ist auf dem Felde beschäftigt, ich ritt spazieren und das Pferd scheint hier schon öfter gewesen zu sein, denn es hat mich eigentlich ohne meine Willen hierher getragen!“

„Dann muß ich mich also bei dem Thiere für Ihren Besuch bedanken,“ fuhr Malten lachend fort. „Nun kommen Sie, ich weiß aus Erfahrung, daß nach einem Spazierritte ein Glas Wein immer schmeckt. Kommen Sie — freilich müssen Sie noch einen kleinen Umweg bis zum Thore machen, denn über diese Hecke werden Sie doch nicht hinwegzusetzen wagen.“

„Weshalb nicht?“ warf Selditz lächelnd ein.

„Weil die Hecke zu hoch ist und ich nicht glaube, daß das Pferd Ihres Onkels ein besonderer Springer ist.“

Statt zu antworten, ließ Selditz das Pferd schnell einige Schritte zurücktreten, gab ihm die Sporen und setzte gewandt über die Hecke hinweg.

„Famos! Prächtig!“ rief Malten überrascht. „Herr Baron, ich hätte nicht geglaubt, daß Sie ein so vorzüglicher Reiter wären! Auch ich sitze viel und gern zu Pferde, dennoch mache ich Ihnen dies nicht nach!“

Selditz war abgesprungen und hatte den Blick über Emmy hinschweifen lassen, um zu sehen, ob sie seinen kühnen Sprung nicht bemerkt hatte.

Ein herbeieilender Diener nahm das Pferd in Empfang und die Hand in den Arm des Barons legend, führte Malten denselben zu seinen Damen.

Emmy war im weißen leichten Morgenkleide und sah noch frischer aus als am Tag zuvor. Ueber ihre Wangen ergoß sich eine flüchtige Röthe, ihr Auge senkte sich befangen.

Selditz entschuldigte sich und versicherte, daß es nicht seine Absicht gewesen sei, zu stören. Malten unterbrach ihn.

„Baron, Sie hätten nichts Besseres thun können!“ rief er heiter. „Sehen Sie, ich hatte soeben mein Frühstück beendet, allein Ihnen zu Liebe beginne ich es noch einmal. Nun setzen Sie sich — hier ist es kühl. Sobald die Sonne scheint, dringt meine Tochter darauf, daß wir hier frühstücken — es ist ihr Lieblingsplatz.“

„Sie haben jedenfalls nicht vermuthet, daß Sie hier gestört werden würden,“ wandte sich Selditz an das liebliche Mädchen. „Ich befürchte fast, daß Sie diesen Platz nicht wieder wählen werden.“

„Doch,“ versicherte Emmy lächelnd. „Ich brauche den Papa ja nur zu bitten, daß er Gebüsch an die Hecke pflanzen läßt.“

„Ich thue es aber nicht!“ rief Malten heiter, indem er die Gläser füllte und das Glas mit dem kühlen Rheinweine dem Baron entgegenhielt.

Als Selditz um die Mittagszeit aufbrach, um heimzukehren, reichte Malten ihm die Hand.

„Nun bleiben Sie recht lange bei Ihrem Onkel und kommen Sie oft hierher,“ sagte er. „Wir können Ihnen freilich die Residenz nicht ersetzen, dafür sind Sie aber auch hier zu jeder Stunde aufs herzlichste willkommen!“

Selditz ritt, von dem Erfolge seines Besuches vollkommen befriedigt, heim.

Am Morgen des dritten Tages saßen Onkel und Neffe auf der Veranda und tranken Kaffee zusammen. Der kleine Freiherr las die Zeitungen, welche der Diener soeben ihm gebracht hatte. Ein Gegenstand schien ihn besonders zu interessiren, denn er schüttelte beim Lesen desselben mehrfach den Kopf und schob dann die Brille, welche er zum Lesen benutzte, hinauf auf die Stirne.

„Hast Du von der Wette in M. gehört, durch welche ein junges Mädchen unglücklich gemacht worden ist?“ fragte er den Neffen.

Der Baron, welcher, sich behaglich auf dem Stuhle schaukelnd, dasaß, zuckte bei dieser Frage leicht zusammen. Er hatte soeben an einen anderen Gegenstand gedacht.

„Von welcher Wette?“ fragte er möglichst unbefangen.

Der Freiherr reichte ihm das Zeitungsblatt.

Selditz's Hand zitterte leise, als er dasselbe in Empfang nahm, und er mußte alle Kräfte zusammennehmen, um den Artikel lesen zu können, weil die Schrift vor seinen Augen verschwamm. Er las in dem Artikel die Darstellung seiner eigenen Wette und zugleich, daß Elsa schwer erkrankt war. Seine Brust athmete erleichtert auf, weil in dem Artikel kein Name genannt war, es war nur gesagt, daß ein Herr von altem Adel die Wette ausgeführt habe.

„Ich weiß nichts davon,“ entgegnete er, indem er seinem Onkel die Zeitung zurückreichte und sich die Miene gab, als ob diese Wette ihn nicht im Geringsten interessire. „Ich glaube auch nicht, daß es wahr ist. Man weiß ja, wie es die Zeitungen machen. Fehlt ihnen interessanter Stoff, so ersinnen sie solchen, um ihre Leser zu unterhalten, ob derselbe wahr ist, darauf kommt es nicht an.“

Der Alte schüttelte zweifelnd mit dem Kopfe.

„Dies wäre doch etwas zu gewagt,“ bemerkte er. „Könnte die Zeitung nicht gar zu leicht als Lügnerin hingestellt werden? Würde sie, wenn diese Wette nicht wahr wäre, den Namen der Stadt nennen? Dieser Artikel wird auch in M. gelesen und die Stadt ist zu klein, als daß dort eine solche ehrlose That ein Geheimniß bleiben sollte.“

Selditz zuckte mit der Schulter.

„Es mag sein,“ erwiderte er. „Jedenfalls beurtheilst Du die Wette zu scharf; sie ist doch immerhin ein Scherz gewesen.“

Es lag in seiner Absicht, die Gesinnung seines Onkels durch diese Worte zu prüfen, er hoffte ihn dahin zu bringen, daß auch er die Wette leichter ansah, allein er hatte sich in dem kleinen Manne vollständig geirrt.

Der Freiherr richtete sich empor, sein Auge leuchtete.

„Ein Scherz, wo es sich um den Ruf und vielleicht sogar um den Ruf eines unbescholtenen Mädchens handelt!“ rief er. „Es ist eine ehrlose That, das Herz eines Mädchens um einer Wette wegen zu gewinnen und dann im Stiche zu lassen!“

Die Heftigkeit, mit welcher der alter Herr diese Worte ausgesprochen, erschreckte Selditz fast.

„Ich kann nicht so hart darüber urtheilen,“ bemerkte er, alle Kräfte zusammenraffend. „Vielleicht ist dieselbe in lustiger Weinlaune entstanden.“

„Das würde zur Entschuldigung dienen, wenn sie am andern Morgen sofort wieder aufgehoben worden wäre,“ fuhr der kleine Herr erregt fort. „Das ist nicht geschehen, in ruhigem, nüchternen Zustande ist sie ausgeführt worden. Sie ist ein Bubenstreich, für welchen keine Züchtigung zu streng ist! Hätte ich eine Tochter, und sie wäre der Gegenstand einer solchen Wette geworden, so würde ich nicht eher ruhen, als bis ich den Frevler wie einen Buben niedergeschossen hätte. Meine weißen Haare würden mich nicht daran hindern.“

Das Blut war aus den Wangen des Barons gewichen. Trafen die Worte nicht ihn selbst? Und doch durfte er es nicht verrathen.

Er war aufgestanden und an den Rand der Veranda getreten, nur, um sein Gesicht abwenden zu können.

„Onkel, weshalb sollen wir uns über eine Angelegenheit ereifern, welche uns Beide nicht weiter berührt?“ sprach er. „Wirst Du heute den Herrn v. Malten nicht besuchen?“

Der alte Herr war nicht geneigt, das Gespräch so schnell abzubrechen.

„Alexander,“ sprach er sehr ernst, „ich ereifere mich nur über Deine Ansichten. Ich hoffte, der Sohn meiner Schwester würde das, was ehrlos ist, auch offen so nennen und nicht in Schutz nehmen. Sieh, ich habe Dir vieles verziehen, was ich als Jugendthorheit ansehen konnte, in einem Punkte bin ich jedoch sehr strenge: in Allem, was die Ehre anbetrifft.“

„Glaubst Du, ich würde je den geringsten Makel auf meiner Ehre sitzen lassen?“ rief der Baron.

„Ich hoffe das nicht, die Selditz haben das nie gethan, und in der Familie, aus welcher Deine Mutter stammt, wurde eben so streng auf Ehre gesehen!“

Selditz hatte Zeit gewonnen, seine gewohnte Ruhe wieder zu erringen.

„Nun, darin sind wir ja auch einig,“ sprach er lächelnd, indem er seinem Onkel die Hand entgegenstreckte. „Ich habe mich vielleicht nicht richtig ausgedrückt, — wir sind also einig!“

Schnell beruhigt, schlug der kleine Freiherr ein.

Wie in der Zerstreuung spielten Selditz's Hände mit dem Zeitungsblatte, in welchem der Artikel über die Wette stand, er rollte es zusammen, immer enger und fester und als des Freiherrn Jagdhund neben der Veranda durchlief, warf er scherzend mit dem Blatte wie mit einem Pfeile nach demselben. Er hatte seine Absicht, daß der Onkel den Artikel nicht noch einmal lesen sollte, erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

— Unterscheidung. Gast: „Bringen Sie mir also Kalbsbraten, Kellner; aber eine große Portion!“ — Kellner: „Sie meinen eine ganze Portion ... große Portionen gibt's hier überhaupt nicht!“

— Je nach dem. „Würdest Du eine Frau heiraten, die einen anderen Mann wegen Wortbrüchigkeit verklagt hat?“

„Das kommt darauf an, zu wieviel er verurteilt wurde.“

— Unsere Kleinen. Die kleine Mimi (zu ihrem Spielkameraden): „Wie, Fritz, du glaubst nicht an den Storch? Das sag' ich deiner Mama.“ Fritzchen: „Ach Gott, die glaubt selber nicht mehr daran!“

— Erklärt. Redakteur (eines humoristischen Journals): „Sie müssen sich stärkere Kuverts anschaffen — alle Ihre Sendungen kommen zerrissen an.“ — Schriftsteller: „O bitte, das liegt nur an den guten Witzen, die Kuverts sind schon vor Lachen geplatzt!“

— Bedenklicher Trumpf. „Wissen Sie, da war ich einmal in einer Reitbahn, die war so groß, daß man in einer halben Stunde nicht herauskam.“ — „Das ist noch gar nichts! Ich war einmal in einem Gerichtsgebäude, da kam ich erst in acht Tagen wieder heraus.“

— Der Kreislauf alles Irdischen. Onkel: „Aber, Junge, wo bleibst Du nur mit dem vielen Geld?“ — Neffe (Student): „Eben habe ich mein letztes Kupfer in Bier verwandelt.“ — Onkel (auf des Studenten rote Nase deutend): „Aha — und das Bier in Kupfer.“

Das große Glück.

Eine Erzählung aus dem Orient, von Herbert Eulenberg.

Spät am Abend erst kam in das kleinasiatische Städtchen, bei dem Mehmed Ali wohnte, die Nachricht, daß sich am andern Morgen die Redifs, die Landwehrleute zwischen fünfundzwanzig und dreißig Jahren, zum Kriegsdienst zu melden hätten. Sie traf ihn gerade noch, als er im Begriff war, mit einem neu gekauften Strick für sein Maultier und mit einer Oke Salz, die er beim Krämer erstanden hatte, nach Hause zu gehen. Er war etwas länger im Städtchen geblieben, weil es sehr schwül war und er den weiten Heimweg von zwei Stunden erst in der Abendkühle antreten wollte. Da packte ihn, als er einen letzten Trunk am Brunnen auf den Marsch mitgenommen hatte, das Aufgebot, das von einem Trommelschläger und einem Gendarmen in den Straßen verkündet wurde.

Mehmed Ali war sechsundzwanzig Jahre alt, mithin an der Reihe, auszurücken. Als ihm nach ein paar Fragen an die herumstehenden Städter die Sache eingegangen war, wurde er traurig wie nie zuvor. Er machte sich hurtig fort und atmete erst wieder auf, als er die letzten Häuser hinter sich hatte. Ueber die Maisfelder, durch die er nach Hause schritt, warf der Mond sein stilles rötlichgelbes Licht. Das rastlose Zirpen der Grillen, das nächtliche Uhrticken der Natur, begleitete den armen Teufel, der auf seinen mit braunem Leinentuch umwickelten Füßen lautlos der Heimat zuhastete. Er war Gärtnergehilfe bei einem reichen armenischen Pächter in der Umgebung des Städtchens. Seine Hauptbeschäftigung war, für die Bewässerung der Gärten seines Herrn zu sorgen. Das tat er mit Hilfe seines blinden Maultieres, für das er den neuen Strick mitbrachte, weil der alte, der nur noch aus Knoten bestand, nicht mehr halten wollte. An diesem Strick hatte das Maultier seit Jahren die Wassermühle, die den heißen Durst der Gärten zu stillen hatte, im Kreise herumgedreht, bis es blind geworden war.

Aber dies blinde Tier, das sein Herr, weil er selbst es zu nichts andern mehr gebrauchen konnte, ihm gnädigst geschenkt hatte, war nicht der einzige Besitz Mehmed Alis. Er war seit zwei Jahren verheiratet, hatte ein Kind und erwartete mit Hattidja, seiner Frau, bereits in den nächsten Wochen ein zweites. Die Gedanken darüber, was aus den Seinigen werden sollte, wenn er für den Sultan in den Krieg gegangen war, zogen wie die Sterne zu seinen Häupten mit ihm. Ebenso tausendfach verschlungen und verwirrt, wie jene dort oben zusammenhingen, versponnen sich in seinem Kopf die Sorgen und die Möglichkeiten, aus diesem Hin- und Herbrüten erst, als er mit seinen dünn umwickelten Füßen durch den kühlen Tau des Wiesenlandes schritt, das um die Gärten lag, in denen er Dienst tat. Ein paar graue Kühe lagen still wie Hügel in der Nacht auf der Weide.

Mehmed Ali schritt auf seine Hütte zu, die sich, um ihr eine Wand zu sparen, dicht an die hohe Mauer lehnte, die um den Garten lief. Als er hineingehen wollte, stieß er auf eine schwarze Gestalt. „Hattidja!“ rief er, weil er dachte, seine Frau hätte ihn, wie schon manches Mal, auf der Schwelle kauernd erwarten wollen und sie dabei eingenickt. Aber das Wesen, das jetzt erschrocken aufgesprungen war, glich seiner geliebten zarten jungen Frau nicht im geringsten. Es war eine alte häßliche verhutzelte Zigeunerin, die über Land strich und sich vom Wahrsagen oder Stehlen nährte. Mehmed Ali wollte sie wie ein Unglück von seiner Schwelle jagen, als Hattidja aus der Hütte trat. „Laß sie doch hier liegen über Nacht!“ bat sie den Mann. „Sie hat mir soviel Schönes prophezeit. Zehn Kinder werd ich noch bekommen, und reich soll ich werden, hat sie gesagt.“ Er knurrte vor sich hin. Aber da ihm einfiel, daß er das Gastrecht, das dem Orientalen heilig ist, nicht verletzen dürfe, machte er mit der Rechten eine Bewegung, durch die er die scheußliche alte Zigeunerin einlud, sich auf dem Türsitz, auf dem sie gehockt hatte, aufs neue niederzulassen. Dann ging er mit seiner Frau in seine Hütte hinein und erzählte, was er erfahren hatte. Hattidja wurde noch trauriger als er, als sie von der Aushebung hörte. „Aber du brauchst es ja gar nicht verstanden zu haben! Du brauchst es ja gar nicht zu wissen!“ wiederholte sie immerzu als einzige weibliche Kriegslist, die ihr eingefallen war. Doch Mehmed Ali schüttelte mit dem Kopf: „Davon verstehst du nichts. Der Sultan hat mich gerufen. Darum muß ich gehen.“

Sie überlegten dann noch die halbe Nacht zusammen, was geschehen sollte, wenn er fort wäre, und kamen überein, daß sie am besten den Pächter bitten müßte, die Arbeit, so gut es ging, für ihren Mann tun zu dürfen, solange er draußen den Krieg mitmachen müsse. „Wenn unser neues Kind kommt, soll er dir drei Tage Ruhe geben! Mach das mit ihm aus, hörst du!“ Hattidja hörte nicht mehr. Sie war vor Kummer und Erschöpfung eingeschlafen und schlummerte so sanft und friedlich wie das kleine Knäblein, das wie ein Vogel in der bunten Wiege zwischen ihrem einzigen Fenster hing. Mehmed Ali begriff erst gar nicht, wie einer dicht neben ihm so ruhig schlafen konnte wie Hattidja. Aber dann sagte er sich, daß sie ganz recht getan hatte, einzuschlummern. Ihr Schicksal war schon von ihm getrennt. Sie brauchte sich nicht mehr um ihn zu kümmern. Er starrte, dies bedenkend, mit offenen Augen vor sich hin, bis die Scheibe an dem Fenster einen dünnen grauen Schimmmer bekam. Da erhob er sich sacht und trat vor die Hütte hinaus. Dabei stieß er fast wieder auf das alte Weib, das sich bei der Nacht wie eine Katze in den Türwinkel zusammengerollt hatte. Die Worte seiner Frau von gestern abend fielen ihm wieder ein, und er bekam plötzlich Lust, sich auch die Zukunft verkünden zu lassen. „Du!“ sagte er und hielt seine verarbeitete braune Hand der Zigeunerin hin. „Gib dein Schlafgeld und sag mir, was mir bevorsteht, Mütterchen!“ Sie hatte sich den Schmutz aus den Augen gerieben und ergriff mit sachkundigem Ausdruck seine Hand. Die Nacht war vorbei, und die armen Leute hier konnten ihr nicht mehr nützen. Darum durfte sie schon etwas kühner und ungünstiger prophezeien. „Aih weh!“ machte sie und schaute auf die Lebenslinie in seiner Hand. „Wie kurz ist der Strich! Viel zu kurz! Schlimm zu kurz!“ Sie blickte nach ihrer Gewohnheit zu ihm auf und sah, wie er düster die Stirn ballte. Man darf nicht zu weit gehn bei dem! Sonst schlägt er einen noch mit der Faust, aus der man ihm etwas vorschwätzt!“ dachte sie und beugte sich hastig wieder über seine Rechte, die sie ängstlich festhielt. „Aber hier!“ rief sie und starrte mitten in die Handwurzel. „Hier steht Gutes. Sehr Gutes, schön Gutes. Wirst noch ein großes Glück erleben zuvor. Siehst du hier, mein Sohn!“

Wütend riß er ihr die Hand weg. Er ärgerte sich plötzlich darüber, daß er sich bevor er ausrücken sollte, wie ein Hasenherz noch wahrsagen ließ, statt wortlos seine Pflicht zu tun. „Sag meiner Frau, ich sei gegangen,“ herrschte er die Alte an. „Und sie soll alles machen, wie ich's gesagt habe!“ Damit ging er schnell von dannen. Er wollte keinen Abschied mehr nehmen. Das hätte ihn nur noch trauriger gemacht. Er schritt, ohne umzuwenden, hastig an den grauen Kühen vorbei, die mit gesenkten Köpfen jetzt auf der Wiese standen und das Gras abrupften. Die Grillen waren verstummt. Aber ein paar Feldtauben, die zwischen den Maisstauden herumhüpften, flogen auf, als er spornstreichs an ihnen vorüberging.

Mehmed Ali war unter den ersten Landwehrleuten, die sich im Städtchen einfanden, trotzdem er den weitesten Weg gehabt hatte. Doch nun begann noch ein endlos langes Warten, da sie zunächst abgezählt, aufgeschrieben, bekleidet und ausgerüstet werden mußten. Das ging mit großer Umständlichkeit und türkischer Langsamkeit vor sich, so daß Mehmed Ali, der geglaubt hatte, sie wären sofort ausgerückt, über dem stundenlangen Warten ein unermeßliches Heimweh nach seinem Haus und nach seiner gewohnten Tätigkeit verspürte. Wenn er wenigstens Abschied von seiner Frau und seinem Kinde genommen hätte, statt sich derart zu beeilen, hierherzukommen, wo es doch vor Nachmittag nicht weiterging. Nicht einmal das gute blinde Maultier hatte er mehr aufgesucht und auf die Mähne geklopft und ihm den neuen Strick vermacht. Das Heimweh steigerte sich unter solchen Gedanken und Gefühlen so sehr in ihm, daß er schließlich zu dem caus, dem Feldwebel, ging und ihn fragte, ob er noch einmal in einer sehr wichtigen Sache nach Hause eilen könnte.

„Belästige mich nicht! In zwei Stunden fährt der Zug für uns ab.“

„In zwei Stunden bin ich wieder hier, caus!

„Mach das meinem Kalpak weis! In zwei Stunden kommst du gerade vor deiner Hütte an! Ich bin auch aus der Gegend.“

„In zwei Stunden will ich wieder hier sein, caus!“

Mehmed Ali sah den Feldwebel so treuherzig und zugleich so bittend hierbei an, daß dieser, der eine Seele von einem Menschen war, es ihm nicht versagen konnte. „Mach, daß du fortkommst! Du hast ja Beine wie ein Pferd. Aber bedenke, gleich nach dem Mittagsgebet geht es los. Bring mich nicht in die Patsche, hörst du!“

Mehmd Ali sauste wie ein Habicht davon. An den Maisfeldern vorüber, die im Strahl der Morgensonne reiften, bis zu der Wiese, auf der die grauen Kühe standen und das Gras wiederkäuten. Hier angekommen, ward er ruhiger. Er hatte mindestens eine halbe Stunde Zeit, seine Frau und das Kind wiederzurufen und von ihnen Abschied zu nehmen. So gerannt war er. Leise näherte er sich seiner Hütte, während sein Herz von dem Laufen wie ein Vogel unter seiner breiten Brust herumhüpfte. Die Tür zu seiner Hütte stand offen und leer. Die Zigeunerin war längst zum Betteln und Stehlen weitergezogen. Seine Frau war offenbar mit dem Kind zum Pächter gegangen, um ihm seinen Abschied und alles andere mitzuteilen.

Mehmed Ali scheute sich diese wichtige Unterredung zu stören und in den Garten zu treten. So stieg er denn behutsam, um nicht gehört noch gesehen zu werden, auf das Dach seiner Hütte, weil man von oben in den Garten blicken und lauschen konnte. Es war ein eigentümliches Gefühl für ihn, wie er, um das dünne gebrechliche Dach, das meist nur aus den im Orient allbekannten glattgewalzten Petroleumblechdösen bestand, nicht zu beschädigen, leise wie ein Geist auf seine eigene Hütte kletterte. Ganz vorsichtig streckte er oben seinen Kopf über den Rand der Mauer. Da sah er unten im Garten Hattidja, seine Frau. Sie führte an dem neuen Strick das blinde Maultier, das geduldig wie immer im Kreise herumlief und die Wassermühle drehte. Das Kind hatte die Frau auf das Maultier gesetzt. Es hielt sich mit beiden Händen an der dünnen Mähne des Tieres fest und krähte vor Vergnügen seine Mutter an, die neben ihm herging. Unter den Sykamoren in ihrer Nähe stand der Pächter. Er legte eine hölzerne Wasserinne zu den Kürbissen, hatte also stillschweigend schon einen Teil von Mehmeds Arbeit mit übernommen. Ab und zu blickte er auf und nickte der Mutter und dem Kinde behaglich zu.

Lange starrte Mehmed Ali über die Mauer dies an: Ganz deutlich nahm er alles wahr bis auf das schwarz übermooste alte morsche Mühlenrad und den gebleichten weißen Kuhschädel, den er als Vogelscheuche dort an den Feigenbaum gehängt hatte. Wie in einem klaren Spiegel sah er das Leben, das er geführt hatte, vor sich. Nur er selbst war daraus weggewischt. Und plötzlich fiel ihm ein, was ihm die alte häßliche Zigeunerin heute früh gewahrsagt hatte, daß er noch ein großes Glück erleben würde. Das war es, was er dort vor sich sah. Das war das große Glück, daß er dies noch einmal vor sich schauen und empfinden konnte, dies sein früheres Dasein, an dem er nun keinen Anteil mehr haben durfte. Was lag daran, daß es nicht mehr länger dauern sollte, daß es sich nicht weiter im Kreise drehte von morgens bis wieder morgens wie dort, das blinde Maultier, das die Mühle trieb? War nicht alles schließlich immer nur ein Augenblick? Hing nicht das ganze Leben nur wie ein Punkt in der Ewigkeit oder wie ein fliegender Vogel, den man nie fangen konnte? Rann es nicht fort und fort dahin wie das Wasser, das dort aus dem Brunnen kam und wieder zur Erde lief? War es nicht gleichgültig, ob es jetzt stehen blieb oder nach einer Reihe von Jahren? Hatte es viel zu bedeuten, wann man Abschied nahm von diesem Dasein, heute oder nach einem Knäuel von Tagen und Nächten, das sich über kurz oder lang doch zu Ende spann?

Da stieß die Zeit den armen Mehmed Ali aus seinen Gedanken über die Unendlichkeit, in die er sich angesichts des Bildes dort im Garten verirrt hatte. „Du mußt fort!“ sagte sie zu ihm. Und leise, ohne daß ihn jemand hörte, sprang er mit seinen umwickelten Füßen von dem Dach seiner Hütte herunter. Nicht mit einem einzigen Wort nahm er von den Seinigen und seinem bisherigen Leben Abschied, wozu er doch hergekommen war. Er rannte und raste, von einer übermächtigen Gewalt wie ein Nachen vom Katarakt angezogen, zum Städtchen zurück. Die grauen Kühe auf der Weide blickten ihm erstaunt nach, als er an ihnen vorüberjagte. Die Tauben, die über den Maisfeldern schwirrten, konnten ihn nicht überholen, so flog er dahin. „Hier nehmt mich! Hier bin ich!“ rief er schon von weitem dem Feldwebel zu, der nach ihm ausgeschaut hatte, und reihte sich jubelnd und kampfesselig in die Schar der andern, die sich anschickten, für den Sultan zu siegen oder zu sterben.

— Mitleid. Bubi ist ins Aquarium geführt worden und wünscht genaueste Mitteilungen über die Krokodile. Papa erklärt also: „Siehst du, die Krokodile leben in Indien und liegen tief im Flußbett. Da bleiben sie und warten, bis Leute ins Wasser kommen, und die fressen sie dann auf.“

Darauf sagt Bubi mitleidig: „Und wovon leben hier die armen Krokodile?“

— In der Hitze. A. (zu seinem Freund): „Jetzt weiß ich nicht, spielen Sie so schlecht Schafskopf, oder sind Sie einer!“

— Lehrlingsgespräch. „Du, wenn du schon mal einen dreckigen Kragen umhast, so trage ihn wenigstens von der anderen Seite!“

„Nanu! Hat denn dein Kragen drei Seiten?“

Paradoxe Ehe.

Groteske von Paul Gutmann.

Sie heirateten einander. Er wa Totengräber, sie war Hebamme.

Sie beförderte meist in der Na ihre Menschenkinder ans Licht d Welt. Er übergab seine Toten a Tage der ewigen Nacht. Gegensä ziehen einander an. Deshalb vertr gen sie sich eine Zeitlang.

Wenn das Geschäft gut ging, sa ken sie einander gerührt in die A me. „Ich hatte heute drei Gebu ten“, sagte sie triumphierend. U er antwortete mit geringschätzige Schmunzeln: „Ich hatte vier Beerd gungen.“

Am Ende des ersten Jahres spra er zu ihr mit schlecht verhohlen Schadenfreude: „Ich bin Dir u sieben Posten über. Wenn das weitergeht, stirbt die Menschh aus.“ Sie war bestürzt, aber a Ende des zweiten Jahres hatte neun Posten mehr auf ihrer Seite.

Eines Tages gab es Streit. S hatte Drillinge auf die Welt befö dert. Er hatte schon den zweiten Ta nichts zu tun. Da ihm die so g wohnte Rührung fehlte, suchte er s ne üble Laune in Schnaps zu e tränken. Er wurde auf seine Fr neidisch, und als sie strahlend v ihm hintrat und drei an ihren Fi gern abzählte, drohte er ihr d Mund zu stopfen.

„Das Ende ist schwerer als d Anfang,“ schrie er sie an. Er ge sich mit Kindereien nicht ab. Da sei er zu ernst. Das ewige Kinderg schrei mit anhören zu müssen... „Ha, und wenn Du noch so vie Zuckerpüppchen“, fuhr er höhne fort, „auf die Welt setzt, es ist do alles umsonst. Und wenn solch e Neunpfundkindchen, nach all dem G habe und Getue, schließlich sogar ei Wirklicher Geheimer Rat geworde ist, zu guter Letzt nehme ich ihn do in Arbeit.“

Sie drehte sich auf ihrem link Absatz um und sagte lachend: oh sie und ihresgleichen könne er ja se Geschäft zusperren.

Das war zuviel. „Ist das d Respekt, den Du mir schuldest? brüllte er.

Sie brach in ein herzliches G lächter aus. „Laß Dich doch begra ben“, entgegenete sie. Aber sie hat nicht bedacht, was sie damit sein Standesehre zufügte. Gleich dara wurde sie bleich vor Schrecken.

Er hatte sich empört aufgerichte Schäumend vor Wut schwang er ei Schnapsflasche gegen sie.

„Ich mich begraben lassen. W darf solchen Schimpf gegen mich au sprechen. Wer mir ins Handwe pfuscht, den erschlage ich!“ —

„Ich meinte es ja nicht so,“ wol te sie erwidern.

Aber bevor sie noch zu Ende red konnte, sank er vor Erregung tot z Boden.

Zur Bekämpfung des Hungers.

Der von Lord Parmoor einber fene Kongreß zur Bekämpfung d Hungers ist in London geschlosse worden. Es wurde eine Entschli ßung angenommen, die besagt, d die ernstliche Gefahr einer Hunger not für Europa bestehe und daß, o wohl der Kongreß die Arbeit ane kenne, die der Oberste Wirtschaft rat geleistet habe, er doch unter de Eindruck der Tatsache stehe, da nicht genug getan worden sei, u die furchtbaren Zustände zu bekä pfen, und daß umgehend Schrit getan werden müssen, um diese Ta sache dem englischen Volk bekann zu geben. Der Kongreß bittet d her den Obersten Wirtschaftsrat, b der europäischen Kohlenkommissio und bei anderen alliierten Körper schaften darauf zu dringen, daß s bald wie möglich der Oeffentlichke Mitteilungen über die tatsächliche wirtschaftlichen Zustände in Europ zu machen sind, besonders darübe welche Vorräte an Nahrungsmitteln Brennstoffen, Kleidern, Transport gelegenheiten und Rohmaterialie jedes der Länder nötig habe.

Der Kongreß richtete ferner eine Aufruf an die Regierungen und d Presse der Welt, um diesen Mitte lungen die größte Oeffentlichkeit z sichern. Der Kongreß ist der An sicht, daß die industrielle Reorgani sation der Welt nicht kräftig genu betrieben werden kann, ehe Rußlan wieder imstande ist, sein Wir schaftsleben wieder aufzunehmen un seine großen Hilfsmittel an Roh stoffen der Welt zur Verfügun stellt. Der Kongreß ist weiter de Ansicht, daß der erste Schritt z diesem Ziele nur zu erreichen ist wenn fremde Mächte aufhören, si in russische Angelegenheiten, direk oder indirekt, mit oder ohn Zwangsmittel einzumischen.

— Boshaft. Ein überspann ter Klaviervirtuos fährt in einem Konzert wie unsinnig auf seinem Instrumen herum. Musikfreun (zu seinem Nachbar): „Sie entschul digen, dies is wohl e' Fug!“

Kritiker: „Nee, e' Unfug!“

— Boshaft. „Die geschieden Direktorin macht ja jetzt zum vier tenmal einen Mann glücklich!“

„Ja, aber immer den vorhergehen den!“